

- Antoni Ferrando / Miquel Nicolás (Hrsg.): *La configuració social de la norma lingüística a l'Europa llatina*. Alacant: Institut Interuniversitari de Filologia Valenciana, 2006 (Symposia philologica ; 14). ISBN 84-608-0453-4, 414 S.

Der vorliegende Band widmet sich einem Thema, das in den letzten Jahren wieder verstärkt in den Blickpunkt der romanischen Sprachwissenschaft gerückt ist. Er vereint die Schriftfassungen der Mehrzahl der im Herbst 2003 auf dem *Setè Col·loqui Internacional de Problemes i Mètodes d'Història de la Llengua* in València zum Titelthema, *La configuració social de la norma lingüística a l'Europa llatina*, gehaltenen Vorträge. Wie die Herausgeber in der Einleitung ausführen, wurden diese um zwei weitere Beiträge ergänzt „a fi d'assegurar una visió panoràmica representativa“ (S. 8), ohne dass diese allerdings identifiziert würden.

Am Anfang des in fünf Abschnitte unterteilten Bandes steht nach einer kurzen Einleitung der Herausgeber der „Reflexions per a una teoria de la norma lingüística“ betitelte erste Abschnitt mit zwei Beiträgen von Josep M. Nadal – „La llengua «normal»“ (16–30) – und Miquel Nicolás – „La producció social de la norma lingüística: notes per a un marc teòric“ (31–51). Nadal setzt sich mit der Rolle und Bedeutung von Schrift und Schriftlichkeit in der Entwicklung der Sprache und der Herausbildung ihrer Norm auseinander. Der Text mutet eher als philosophierende Plauderei an, in der Anekdoten, viele Namen und banale Äußerungen wie „la llengua ha esdevingut [...] un sistema metalingüístic que possibilita reflexionar i sobre el qual es pot reflexionar“ (S. 19) aneinandergereiht werden. Er schafft es, auf den ersten fünf Seiten Rousseau, Husserl, David Olsen, Platon, Auroux und McLuhan und die Definitionen von *alfabet*, *escriure* und *llegir* aus dem *Diccionari de la Llengua catalana* unterzubringen. Eine ethnozentristische Sicht auf die Geschichte der Schrift(lichkeit) als *errònia* zu bezeichnen (S. 19) ist sicherlich richtig, dass man diese Haltung aber allein mit der Existenz von „gèneres orals formals“ begründet oder damit, dass nichtalphabetische Systeme nicht weniger effizient seien als alphabetische Schriften und dass Ende des 18. Jahrhunderts mehr als die Hälfte der Bücher der Welt in nichtalphabetischen Schriften geschrieben waren, ist wenig überzeugend. In seinen Ausführungen zu Ausbau und Abstand referiert er Kloss und Muljačić; die Auffassung, dass die Prozesse der „*decadència d'una llengua*“ gleichzusetzen seien mit „*el camí que va de llengua a dialecte, en definitiva*“ (S. 20), ist dabei ohne eine Darlegung, welche Unterscheidung zwischen Sprache und Dialekt gemacht wird, nicht nachvollziehbar

und auch nicht unproblematisch, da impliziert wird, dass „*decadència*“ grundsätzlich zu einer Reduktion auf Dialekt führt, was keineswegs der Fall ist, wie viele Fälle von Sprachtod zeigen.

Formulierungen wie „*En el meu discurs*“ (S. 20) bezeugen, dass der Text des mündlich vorgetragenen Beitrags für die Publikation nicht geändert und auch von den Herausgebern nicht überarbeitet wurde, und Äußerungen wie die folgende zur Herkunft der Alphabetschrift, „*En el nostre cas, la culpa, i ho dic en broma, la tenen els grecs*“ (S. 21) lassen den Text wie einen populärwissenschaftlichen Vortrag wirken.

In einem Text, der sich mit der Rolle der Alphabetschrift und ihrem Wert für die Norm beschäftigt und die identitätsstiftende Wirkung der Schrift hervorhebt, sind die Unmengen von Tipp- und Rechtschreibfehlern – „*Mcluhan*“ (S. 16), „*Gutenberg Galaxy*“ (S. 16), „*Writting Systems*“ (S. 19), „*Silvain Auroux*“ (S. 19), „*Z. Muljačić*“ (S. 20, 21), „*Aroux*“ (S. 26), „*Sicilinguistic Patterns*“ (S. 29) usw. – nicht nur verwunderlich, sondern vor allem peinlich, weil sie doch außer Nachlässigkeit v. a. auch die Gleichgültigkeit der Autoren im Hinblick auf die Norm anderer Sprachen und die identitätsstiftende Rolle der Rechtschreibung für Sprecher dieser anderen Sprachen beweisen. Die fehlende Achtsamkeit bei der Schreibung von Personennamen ist umso bemerkenswerter, als gerade im Zusammenhang mit der Schreibung katalanischer Namen in der Diskussion um sprachliche Normalisierung von den Betroffenen mit Fehlern eher kulturelle Missachtung als fehlende Achtsamkeit in Verbindung gebracht wird. Es ist verwunderlich, dass Autoren, die sich mit Normen und Orthographien auseinandersetzen, nicht dazu in der Lage sind, fremdsprachige Namen und Titel richtig abzutippen. Fehler in Titeln werfen dann auch die Frage auf, inwiefern die jeweiligen Fremdsprachen überhaupt beherrscht werden, umso mehr wenn, im Fall Nadals, die englischen Originaltitel genannt werden, um dann „*cito de la versió castellana*“ oder „*Trec la notícia de la pág. 209 de la versió espanyola*“ (S. 19) anzufügen. Die schlampige Durchsicht des Textes wird auch an den typographischen Fehlern deutlich, die, wie bei Gebrauch von Punkten für Kommata, auch zu verstümmelten Sätzen führen: „*[...] insisteix en la connexió entre escriptura o gramaticalització [...]. tot i advertint-nos [...]*“ (S. 27). Auch dies sagt wiederum einiges über die Sorgfalt der Herausgeber, die sich auch nicht die Mühe gemacht haben, die Zitierweise der Autoren im Band zu vereinheitlichen.

Nicolás hebt im folgenden Artikel die Bedeutung anderer Disziplinen – allen voran „*les expectatives, els mètodes i els resultats del que, en sentit*

extens, anomenem teoria social“ (S. 31) – für die linguistische Beschreibung hervor. Der Beitrag gibt, dem Anliegen des Autors entsprechend, konzeptuelle Überlegungen zur Herangehensweise an das Thema der Norm. Nach theoretischen Überlegungen zur Norm und der Skizzierung eines theoretischen Rahmens für die Untersuchung der Norm als Regulierung der sprachlichen Dynamik macht sich der Autor daran, „línies per a l’anàlisi de les situacions de normativització del català temporani“ (S. 32) zu zeichnen. Ganz nebenbei gibt es noch „una breu incursió en els dominis de la filosofia del dret i de la psicologia social de caire cognitivista“ (S. 32). Das ist sehr viel für so wenig Raum, und so interessant die Herangehensweise auch ist, so oberflächlich muss sie doch allein schon aufgrund des beschränkten Umfangs geraten.

Auch der Beitrag von Nicolás glänzt durch die Missachtung fremdsprachiger Schreibkonventionen, so ignoranterweise ausgerechnet im Zusammenhang mit der Bedeutung von Tradition für die Schreibung und dem Wechsel der Orthographien für die Schreibung des Türkischen unter „Mustafa Kemal *Ataturk*“ (S. 44); die Anpassung eines im Original in lateinischer Schrift geschriebenen Namens an das Katalanische – *Mustafa* mit Akzent und *Atatürk* ohne Umlaut – entspricht nun gerade *nicht* der Norm des Katalanischen! Die Aussagen, der Wechsel des Türkischen zur lateinischen Schrift „no representava en teoria un canvi de llengua“ und „des del moment que el turc passava a representar-se amb caràcters llatins, la discontinuïtat de la tradició escrita i l’acostament a les llengües de cultura europea van anar molt més lluny del canvi de codi gràfic“ (S. 44) hätten m. E. unbedingt dahingehen ergänzt werden müssen, dass der Wechsel zur Lateinschrift nun gerade von einer massiven Kampagne zur lexikalischen und morphologischen ‘Entarabisierung’ des Türkischen begleitet wurde.

Der zweite Teil des Bandes, „Espanyol, francès, italià: llengües d’estat, normes d’estat“ beginnt mit einem der interessantesten Beiträge der Sammlung, „La configuració històrica de la norma espanyola“ von Margarita Lliteras (S. 55–75). Die Autorin geht auf ein häufig zu beobachtendes, aber in Normdebatten nur selten richtig erkanntes Problem ein: die Verwechslung von sprachlicher Variation mit Normwandel und die daraus resultierenden Schlussfolgerungen, es gebe nicht eine Norm, „sino tantas normas como variedades ofrecen la extensión y el uso del idioma“ (S. 55). Sehr treffend arbeitet Lliteras heraus, dass ein guter Teil der „incorrecciones lingüísticas“ nichts anderes als vom Sprecher auf die zum Standard gewordene Varietät übertragene „rasgos dialectales“ sind (S. 56) und dass wiederum andere ‘Fehler’ nicht als Dialektalismen anzusehen sind, sondern

vielmehr als „desvíos de los usos lingüísticos que los propios hablantes erigen en modelo de prestigio“ (S. 57). Nach Ausführungen zur objektiven internen und präskriptiven externen Norm v. a. nach Havránek (1966/1936)¹ befasst sie sich ausgehend von den Debatten während der Renaissance mit der Geschichte der Herausbildung und Festigung der Norm des Spanischen, um sich anschließend mit den „autoridades literarias“ und den „autoridades de la gramática“ auseinanderzusetzen. Die Ausführungen zur Akademienorm münden schließlich in abschließenden Überlegungen zu den interakademischen Projekten einer neuen Grammatik der *Real Academia Española* und des *Diccionario Panhispánico de Dudas*. Lediglich im Hinblick auf dieses Wörterbuch hätte m. E. der Blick der Autorin durchaus kritischer sein können, was die Motive der RAE angeht, da die wirtschaftlichen Hintergründe und die Rechtfertigung der RAE selbst nicht angesprochen werden.² Die 1997 bei Nodus in Münster in deutscher Sprache erschienene einschlägige Habilitation von Jenny Brumme, *Spanische Sprache im 19. Jahrhundert: Sprachliches Wissen, Norm und Sprachveränderungen*, wurde von Llitas leider nicht berücksichtigt, wohl aber eine Reihe anderer deutschsprachiger Arbeiten, wobei auffällt, dass sich in den deutschen Titeln in der Bibliographie fast durchweg Tippfehler finden (z. B. „Synchronie des systems. [...] Das sprachtheoretische Denken Euenio Coserius“, S. 72, „Plege der Nationalsprache“, S. 73, „Sprachnormierung und Standarsprache“, S. 73).

Brigitte Lépinette behandelt „Quelques aspects de la normalisation externe en France (XVI^e–XXI^e siècle)“ (S. 77–107). Ziel des Beitrags ist, wie Lépinette einleitend herausstellt, „constituer un ensemble de points de repère pour les autres études de ce volume dont l’objet général –comme le montre son titre– sont les caractéristiques de cette même normalisation dans les pays de l’aire linguistique romane“ (S. 77). Der Beitrag legt den Schwerpunkt dabei, anders als die meisten der jüngeren Arbeiten zur französischen Norm, auf die externen Faktoren, v. a. die Bedeutung sozialer und politischer Einrichtungen bzw. Kräfte, die für die Prozesse der Normierung bzw. der Evolution der Norm wesentlich verantwortlich zeichne-

-
- 1 „Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur“, J. Vachek (ed.): *A Prague School Reader in Linguistics*, Bloomington & London: Indiana University Press, 413–420.
 - 2 Vgl. dazu die Ausführungen in Carsten Sinner, „Polimorfismo gráfico y fonético en la adaptación de extranjerismos léxicos al español: uso y posiciones académicas“, Francisco M. Carriscondo Esquivel / Carsten Sinner (eds.): *Lingüística española contemporánea. Enfoques y soluciones*, München: Peniope, 2008, 104–169.

ten oder stark an ihnen beteiligt waren. Sie weist berechtigterweise darauf hin, dass der europäische Kontext des Bandes (gemeint ist sicherlich der im Titel implizierte Anspruch, gewissermaßen 'europäische Reichweite' zu erzielen) eigentlich erforderlich macht, die Normen des belgischen und schweizerischen Französischen zu berücksichtigen, was aus Platzgründen jedoch unterbleiben musste. Lépinette geht in den ersten Abschnitten auf die „responsables du Bon Usage“ im 17. und 18. Jahrhundert und die Verbreitung des Französischen durch die Schulen nach der Revolution ein. In den längsten Unterkapiteln behandelt sie dann die Sprachpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, dabei v. a. die Frage der Orthographie. Das im Titel erwähnte 21. Jahrhundert findet nur dahingehend Berücksichtigung, dass im Abschnitt zur Orthographie auf die Aufnahme der bereits zuvor zugelassenen alternativen Formen wie *traitre* neben *traître* im Rahmen der Bearbeitung des Wörterbuchs der *Académie française* für die 9. Auflage hingewiesen wird.

Der Beitrag von Claudio Marazzini zu „Forza e debolezza nella codificazione dell'italiano“ (S. 109–121) hebt als Besonderheit der Geschichte des Italienischen hervor, dass es mehr als alle anderen europäischen Sprachen „si è stabilizzato grazie all'influenza esercitata dai modelli letterari“ (S. 109). Bei der Gegenüberstellung der Kodifizierung des Italienischen mit der des Spanischen weist der Autor darauf hin, dass das Spanische „segna una distanza abissale rispetto all'Italia“ (S. 112). Den Stimmen, die im Hinblick auf die italienischen Dialekte und Minderheitensprachen von *lingue tagliate* sprechen, hält Marazzini entgegen, die Geschichte des Italienischen sei

[...] la storia di un pacifico consenso, di un accoglimento del toscano, voluto, accolto da parte della periferia, mai imposto dal centro, il cui successo è determinato dall'interesse da parte delle *élite* intellettuali di tutta l'Italia, dal Nord al Sud. (S. 113)

Nur kurz geht der Autor auf die sprachliche Gesetzgebung – die italienische Konstitution von 1948 und das Gesetz über die sprachlichen Minderheiten von 1999 – ein.

Der dritte Teil, „El català dels catalans, valencians i baleàrics: el procés de recuperació i actualització de la norma comuna“ – gerade im Hinblick auf die Norm wäre hier auch das Katalanische im Roussillon von Interesse gewesen –, beginnt mit dem Beitrag von Albert Rossich, „El model ortològic del català modern“ (125–153). Rossich gibt einen Überblick über die Entwicklung eines normativen Modells des gesprochenen Katalanisch. Er

distanziert sich von der ihm zufolge unter katalanischen Wissenschaftlern verbreiteten Auffassung, wonach das Katalanische in seinen Ursprüngen eine weitgehend einheitliche Sprache gewesen sei, die sich im Laufe der Zeit dialektalisiert habe. Er sieht diese Haltung als irr tümliche Schlussfolgerung aus den literarischen Überlieferungen, die mit bestimmten vorherrschenden Modellen der Sprache zu erklären seien. Rossich ist vielmehr genau umgekehrt von der Existenz einer Vielfalt von Formen in den Anfängen des Katalanischen überzeugt, die in einem Prozess der sich räumlich ausbreitenden Homogenisierung nach und nach verschwand. Die Standards der Sprech- und Schriftsprache sieht er dabei als eigentlichen Motor des Sprachwandels. Nach einem Abschnitt über die vorfabrianische Orthoepie im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert kehrt Rossich zurück zu den ersten Aussagen über prosodische Norm in den *Regles d'esquivar vocables o mots grossers o pagesívols*. Er geht dann ausführlicher auf frühe Zeugnisse unbetonten Vokalismus und (heute) stummes *-r*, die Unterscheidung von *b* und *v*, die Aussprache von *l geminada* und die Widersprüche zwischen gesprochenem Katalanisch und seiner Verschriftlichung ein. In der Rekapitulation der Ergebnisse folgert Rossich:

Després de tants testimonis, no hauria de costar gaire d'acceptar que en el passat hi ha hagut unes normes prosòdiques, gramaticals i lèxiques més o menys artificioses, contravenint els usos espontanis dels catalans orientals. Si la vigència del model no s'hagués estrocat, avui, tots al Principat parlariem un català més pròxim al valencià, i l'emudiment de les *r* s'hauria vist com una pronúncia rústica, dialectal. Però les coses no van anar d'aquesta manera: finalment, totes aquelles prescripcions van quedar estigmatitzades com una manifestació d'ignorància, d'incultura o de pedanteria. La valoració culta del fenomen es va girar com un mitjó. (S. 152–153)

Eher unpassend wirkt in diesem sonst sehr lesenswerten Beitrag die sogar mehrfach explizit bekräftigte Feststellung, ohne Schrift seien Sprachen allenfalls Protosprachen:

Totes les llengües tenen, a més dels usos col·loquials bàsics, un estàndard escrit i un estàndard oral (amb subestàndards dialectals o socials [...]). És a dir, uns registres considerats «correctes», tant oralment com per escrit, enfront els usos espontanis. Totes les llengües. Anava a dir totes les llengües de cultura, però sóc del parer que sense cultura, sense el cultiu escrit, no hi ha llengües. Crec que en aquesta circumstància, científicament, s'hauria de parlar, si de cas, de protollengües. (S. 125)

Damit schlägt Rossich nicht nur völlig unnötigerweise eine neue Terminologie für eine Unterscheidung von zwei Realitäten vor, die bisher keine

Ausdrucksschwierigkeiten bereitet haben.³ Er stellt sich mit seiner Aussage vor allem auf eine äußerst überhebliche Position, die kaum weiter kommentiert werden muss, da der Hinweis auf die umfangreiche Forschung zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit und zur Verschriftung bis dahin unver-schrifteter Sprachen, im Bereich der Literaturwissenschaft auch auf die traditionsreiche Forschung zur oralen Literatur,⁴ diese Auffassung ohnehin deutlich diskreditiert.

Mila Segarra befasst sich im folgenden Beitrag mit der „Tradició i modernitat en la configuració de la norma catalana a Catalunya“ (155–187). Die Autorin beschreibt – in weiten Strecken auf eigene einschlägige Arbeiten zurückgreifend –⁵ anhand der wichtigsten individuellen und institutionellen Initiativen und beginnend mit dem Aufkommen des Interesses an den Volkssprachen im 18. Jahrhundert chronologisch die Bemühungen um die Schaffung der katalanischen Norm. Greifbar werden diese im 18. Jahrhundert v. a. in der Abfassung von Grammatiktraktaten und den Aktivitäten im Umfeld der *Acadèmia de Bones Lletres de Barcelona*. Das 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch eine quantitative Zunahme von Arbeiten zu Grammatik, Orthographie und Lexik und erste Versuche der Schaffung einer literarischen Norm, aber auch durch die Inkompetenz der Grammatiker und die fehlende Effizienz der kulturellen Einrichtungen bei der Umsetzung und Durchsetzung ihrer Projekte. Die Etablierung und Verbreitung der Norm im 20. Jahrhundert bringt Segarra natürlich mit den Arbeiten Pompeu Fabras und dem Beitrag der *Mancomunitat* und der *Generalitat* in Zusammenhang, weist aber auf den wesentlichen Anteil der materiellen und ideologischen Fortschritte der Gesellschaft als Voraussetzung

3 Er bedient sich dabei außerdem auch eines in der Wissenschaft bereits anders besetzten Terminus: *Protosprache* bezeichnet zum einen die Existenz geringfügiger Verbalisierungsleistungen, wie diese beispielsweise für die Neandertaler angenommen wird, zum anderen eine, gegebenenfalls auch rekonstruierte, Ursprache verschiedener Sprachen.

4 Der Terminus der oralen Literatur wurde immerhin bereits 1881 von Paul Sebillot, *Littérature Orale de la Haute Bretagne*, Paris: Maisonneuve, eingeführt.

5 V. a. *Història de l'ortografia catalana*, Barcelona: Empúries, 1985, „Les set redaccions de les Normes ortogràfiques de l'Institut d'Estudis Catalans“, *Estudis de Llengua i Literatura Catalanes* X, Barcelona: Abadia de Montserrat, 1985, 191–230 (die beiden Arbeiten werden zwar in der Bibliographie, nicht aber im Text als 1985a und 1985b unterschieden); „L'Acadèmia de Bones Lletres de Barcelona i l'ortografia catalana“, *Studia in honorem prof. Martí de Riquer* III, Barcelona: Quaderns Crema, 1988, 151–175; „Història de la normativa i dels models lingüístics de la llengua catalana“, Joan Martí (ed.): *Processos de normalització lingüística, l'extensió d'ús social i la normativització*, Barcelona: Columna (zitiert ohne Seitenangabe).

der Durchsetzung der Norm selbst hin. Breiter Raum wird der Gründung und Arbeit des *Institut d'Estudis Catalans* beigemessen; Segarra legt dabei den Schwerpunkt auf die noch ungenügend untersuchten Aktivitäten der *Secció Filològica* des IEC in der Zeit vor dem Bürgerkrieg und in der Nachkriegszeit und geht z. B. auf ihren wichtigen Beitrag für die Durchsetzung von Fabras *Normes ortogràfiques* durch ihre konsequente Anwendung auf die eigenen Publikationen ein. Segarra weist darauf hin, dass die eigentlichen Hauptverantwortlichen der Verbreitung der Normen nicht unter den Lehrern, sondern unter den Grammatikern zu suchen sind. Fabra selbst beispielsweise veröffentlichte zahlreiche populärwissenschaftliche bzw. divulgative Arbeiten, Zeitschriftenbeiträge, Handbücher usw. zur Grammatik und zur Norm.⁶ Den größten Raum nimmt die Diskussion der Kontinuität der Norm – „De la clandestinitat a la normalitat“ – sowie der Rolle der Medien und der in der Forschung zur Entwicklung der katalanischen Norm wohl am besten dokumentierten Aktivitäten des IEC nach 1976 ein.

Den umfangreichsten Beitrag des Bandes, „Percepció i institucionalització de la norma lingüística entre els valencians: panorama històric (1238–1976)“, steuert der Mitherausgeber Antoni Ferrando bei (S. 189–251). Die Darstellung – der Autor spricht von „panorama històric sobre com els valencians han percebut la seua norma lingüística al llarg de més de set segles, amb tota la complexitat de situacions que això comporta“ (S. 189) – ist zugleich ein Vorschlag für die Periodisierung dieser Einschätzung. V. a. bei Berücksichtigung des Buchtitels lässt die Länge des Artikels die vergleichsweise extreme Kürze der Beiträge zum Spanischen, Italienischen und zum Französischen (was Lépinette ja berechtigterweise auch ausdrücklich beklagt) oder auch das völlige Fehlen von Beiträgen zum Okzitanischen, Portugiesischen und Rumänischen besonders auffällig werden. Der Beitrag ist auch zu umfangreich, um in diesem Rahmen detailliert auf ihn einzugehen. Daher soll hier nur der wirklich neue Anteil des Artikels kurz referiert werden: der Vorschlag der Periodisierung der „percepció i institucionalització de la norma lingüística“ aufgrund politischer und kultureller Eckpunkte. Die erste Epoche reicht von 1238, Gründungsjahr des Königreichs València, bis 1473, Jahr der Einführung der Druckpresse: „Durant aquest període, la Cancelleria reial marca la pauta dels usos lingüístics formals de la llengua catalana per damunt de la diversitat administrativa de la Corona d'Aragó“ (S. 191). Die zweite Epoche reicht von 1473

6 Zu den populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen s. z. B. die Ausführungen bei Joan Costa, *La norma sintàctica del català segons Pompeu Fabra*, München: Peniopo, 2009.

bis 1707, Jahr des Dekrets über die Annektierung des Königreichs durch das Königreich Kastilien, die zum Verlust des Gebrauchs des Katalanischen in offiziellen Kontexten führt. Die politische Unterordnung ist Grund für das Fehlen eines Grammatisierungsprozesses, den andere europäische Kultursprachen in diesem Zeitraum aufnehmen. Die dritte Periode reicht von 1707 bis 1859, Jahr der Wiederaufnahme der Blumenspiele in València und Barcelona, die mit der Epoche der *Renaixença* verbunden werden. Dieser Zeitraum wird durch orthographische Desorientierung, starke Beeinflussung durch das Spanische und die Akzentuierung der diatopischen Variation gekennzeichnet. Die vierte Periode, 1859 bis 1913, reicht bis zur Verabschiedung der orthographischen Norm durch das *Institut d'Estudis Catalans* und den Anfängen der Initiativen der *Diputació Provincial de València*, *Lo Rat Penat* und anderen Gruppierungen für die Gründung eines valencianischen Äquivalents des IEC und für die Schaffung einer Orthographie für das Valencianische. Der fünfte Zeitraum reicht von 1913 bis zur Beendigung der zumindest teilweise erzielten Offiziellität der katalanischen Sprache im Jahr 1939 durch die Auflösung des katalanischen Autonomiestatuts. In diesen Zeitraum fallen das Orthographieabkommen von Castelló (1932) und die Gründung des *Institut d'Estudis Valencians* (1937). Die sechste und letzte Periode im Untersuchungszeitraum reicht von 1939 bis zur Verabschiedung des königlichen Dekrets der Regierung unter Adolfo Suárez, mit der das IEC als akademische Autorität der „terres de llengua i cultura catalanes“ (S. 192) anerkannt wird und die katalanische Philologie unter der Bezeichnung „lingüística valenciana“ offiziellen Status an der Universität de València erhält.

Die bei Ferrando im Abschnitt zum Zeitraum von 1913 bis 1939 unter 2.2 (S. 222–237) bereits behandelten *Normes de Castelló* sind erneut Gegenstand des Beitrags „L'experiència valenciana en el procés normativitzador: les normes del 32“ von Vicent Pitarch (S. 254–266). Pitarch folgt keiner historischen Herangehensweise, wie dies eigentlich Ziel des Kolloquiums war, auf dem der Beitrag vorgestellt wurde, sondern versucht, wie er explizit hervorhebt, eine Diagnose der Situation „de la normativització del català dins la societat valenciana dels nostres dies“ (S. 255). Der Vortrag ist für die Publikation wohl kaum bearbeitet worden, und die Herausgeber hat es offensichtlich nicht gestört, dass sich Pitarch direkt an die Anwesenden (!) wendet: „m'hi plantege d'exposar a la consideració de la concurrència unes poques reflexions [...]“ (S. 254).

Antoni J. Alomar i Canyelles' Beitrag zu „La codificació de la llengua catalana a les Illes Balears al segle XX“ (S. 267–298) geht nur auf einen

Teilaspekt des Themas der Norm und einen begrenzten Zeitraum der Kodifizierung des Katalanischen auf den Balearen ein, die er chronologisch und an den wichtigsten Personen, Institutionen und Initiativen festgemacht darstellt. Es geht verständlicherweise v. a. um Alcover (der auf praktisch jeder einzelnen Seite erwähnt wird) und Moll und um das Wörterbuch der beiden. Dazu behandelt der Autor die Erweiterung der Perspektive der Lexikographen, Grammatiker oder Sprachwissenschaftler allgemein vom Mallorkinischen über das Balearische zum Katalanischen, aber auch die Ansichten über die von Fabra vorgelegten Vorschläge bzw. Normen und die immer wieder debattierte Frage der Orthographie, dabei insbesondere um die von Moll 1931 vorgelegte *Ortografia mallorquina*.⁷ Sehr gut nachvollziehbar stellt Alomar i Canyelles die Ansichten über die herausragende Bedeutung der Berücksichtigung der balearischen Besonderheiten in Grammatiken und lexikographischen Arbeiten und in der Orthographie für die Akzeptanz der Normen auf den Inseln dar und geht auf die vielfach genannten pädagogischen Argumente und soziolinguistischen Kriterien ein, die eine Berücksichtigung der Balearismen nahelegen. Dies wird beispielsweise deutlich, wenn er die Aussagen Molls aus dem Prolog der *Gramàtica catalana referida especialment a les Illes Balears* von 1986 referiert, wonach

[...] el públic de les regions perifèriques (el País Valencià i les Illes) té una sensibilitat especial, produïda per segles d'isolament cultural envers de les comarques digem-ne «centrals» de la llengua; la reglamentació dictada des dels centres acadèmics de Barcelona no hi és admesa sense suspicàcia, i val més donar la matèria gramatical d'una manera raonada –i potser fins i tot amb una mica de discussió– que no en una forma merament imperativa que podria semblar dictada per un esperit d'imposició. (zit. S. 285–286)

Entsprechende Überlegungen führen dann auch zu einem Blick auf den Umgang der *Secció Filològica* mit den Balearismen und ihre Aufnahme in die Wörterbücher des IEC.

Der vierte Teil des Bandes, „La construcció contemporània de la norma“, umfasst zwei Beiträge: eine Arbeit von Henrique Monteagudo zu den „Precondicións sociais do proceso de confirmación da norma do galego contemporáneo“ (S. 301–341) und den m. E. völlig aus dem Band herausfallenden Beitrag „Unitat i diversitat a l'espai lingüístic base“ von Henrique Knörr (344–351). Im ersten der beiden Texte findet sich mit der wohl auf fehlende Korrektur von Konvertierungsfehlern zurückgehenden

7 Moll, Francesc de B.: *Ortografia mallorquina*, Palma de Mallorca: Mn. Alcover, 1931.

Schreibung „Muljačić, •arco“ (S. 340) (für Muljačić, Žarco) erneut ein Hinweis auf die oberflächliche Korrektur durch die Herausgeber.

Der fünfte Teil des Bandes, „Asturià, aragonès: la recerca d'un status jurídic per a la norma“ umfasst zwei Beiträge. Der Artikel zur „Normativización de la lengua asturiana“ (S. 355–373) von Roberto González-Quevedo González ist weniger eine Darstellung der Normierung als ein kurzer Abriss über die Sprachgeschichte, asturianische Dialektologie, soziolinguistische Situation und die Kriterien, denen bei der Arbeit an der Standardorthographie gefolgt wurde, und eine Auflistung der Leistungen der *Academia de la Llingua Asturiana*, welcher der Autor übrigens selbst angehört. Etwas verwirrend sind die Aussagen über die geographische Ausdehnung des Asturianischen, da einerseits das Mirandesische im Zusammenhang mit der geographischen Ausdehnung als „variedad lingüística del dominio astur-leonés“ bezeichnet wird, im Anschluss daran jedoch davon gesprochen wird, dass sich das Asturianische „por tanto“ von Asturien bis in die Sprachgebiete ausdehnt, „que la tradición filológica ha denominado «leonés» o «astur-leonés»“ (S. 356). Mit der vom Autor offenbar vertretene Position, das Mirandesische sei eine Varietät des Asturianischen, vereinfacht er die Dinge über die Maßen, aber nicht nur hier weiß man als Leser nicht sicher, ob man die Position des Autor richtig versteht bzw. welche er nun eigentlich einnimmt.

Unter den Kriterien bei der Schaffung der Standardorthographie nennt der Verfasser u. a. „La flexibilidad y la contrastación de los resultados“ (S. 361) und Berücksichtigung der Gebrauchstendenzen, was sich dann in „distintas ediciones, reimpressiones, revisiones y correcciones“ niederschlug, die „1981, 1985, 1987, 1988, 1989, 1990, 1993, 1996 y 2000“ (S. 362) erschienen. Wie unter dieser Maßgabe als weiteres Kriterium „prudencia“ genannt werden kann, ist unverständlich, umso mehr, als die Autoren der Norm in der Vergangenheit vor allem auch für ihre Voreiligkeit und fehlende Weitsicht kritisiert worden sind. Wie die Beispiele des Galicischen und des Sardischen nur zu deutlich zeigen, ist nichts schädlicher für die Durchsetzung eines Standards in der Gesellschaft als fehlende Klarheit der Kriterien und Pluralität von Normen, da diese zu einer Spaltung der Gesellschaft und zu fehlender Wirksamkeit der Norm als Grundlage einer effektiven Normalisierung führen können. González-Quevedo González macht bemerkenswerterweise zumindest terminologisch keinen klaren Unterschied zwischen *normativización* und *norma* bzw. *normativización* und *normalización*, und so schreibt er beispielsweise: „Especialmente importante es el esfuerzo que se ha hecho para que la normativización fun-

cione adecuadamente en el proceso de la enseñanza del asturiano“ (S. 370). Widersprüchlich sind schließlich auch die Aussagen über die Zukunftsperspektiven:

Desde luego, sólo la declaración del asturiano como lengua oficial de Asturias permitirá la supervivencia del asturiano como una lengua más de Europa [...] Visto desde la perspectiva de los años transcurridos, el proceso de normalización del asturiano parece realmente irreversible [...] (S. 371).

Der letzte Beitrag von José Enrique Gargallo, „D'un temps, d'un romanç. L'aragonès en la seua història recent“ (S. 376–398) ist, wie der Autor schreibt, ein „escrit divulgatiu“ (S. 376), was die Aufnahme in den rezensierten Band zu einem Rätsel macht. Der Beitrag beginnt mit Anekdoten und wird auch danach kaum anspruchsvoller. U. a. schickt Gargallo voraus, dass er zwar die Normierung nicht als Spezialist von innen heraus mitverfolgt habe, aber dennoch der Meinung sei, er habe „implicacions“: „sóc i em sento aragonesament valencià“ (S. 376). Gargallo beschäftigt sich im weiteren Verlauf der Arbeit mit den Namen der behandelten Varietät – *aragonés*, *fabla aragonesa*, *luenga aragonesa*, etc. – und der Abgrenzung zu Spanisch und Katalanisch und zieht dann das Problem der Abgrenzung von Asturianisch und Mirandesisch zum Vergleich heran. Anschließend gibt er auf sieben Seiten eine chronologische Übersicht über „Elaboració i consolidació de l'aragonés (literari) comú“ seit der Renaissance des Aragonesischen, die er auf 1969⁸ datiert, um dann einige eher allgemein gehaltenen Überlegungen zur Norm, ihrer Repräsentativität für das aragonesische Sprachgebiet und ihre mögliche „projecció social“ vorzutragen. Die Aussagen über den letzten Punkt sind höchst impressionistisch, um so mehr, als – wie Gargallo immerhin selbst bemerkt – Angaben über die Verbreitung von Aragonesischkenntnissen in der Bevölkerung praktisch nicht vorhanden sind. Der Band schließt mit einem Namensindex und dem Inhaltsverzeichnis.

Die Zusammenstellung der Beiträge, und das ist ein bekanntes Problem von Kongressbänden, ist sehr eklektisch, und ebenso geht die Qualität und Originalität der Beiträge zum Teil sehr weit auseinander. Geht man von

8 1969 ist das Jahr der Veröffentlichung des Gedichtbands *A tierra y yo* von Ánchel Conte Cazcarro, dem erste Preisträger des jährlich für aragonesische Poesie vergebenen Preises *Veremundo Méndez Coarasa*. Mehr als das Veröffentlichungsdatum des Gedichtbandes deutet wohl bereits die Ausschreibung dieses Preises auf eine Bewusstwerdung der Distinktivität der aragonesischen Varietät(en) hin.

dem in sechs Sprachen gegebenen Titel des Bandes aus, so handelt sich zudem um eine Mogelpackung. Besonderer Schwerpunkt des Kongresses, aus dem dieser Band hervorgegangen ist, war „l’anàlisi contrastiva de les varietats lingüístiques de la Península Ibérica pel que fa a la normativització i als problemes sociolingüístics que se’n deriven“, wie Monteagudo (S. 301) aus dem Ankündigungstext zitiert. Es ist festzustellen, dass weder der Titel des Bandes gerechtfertigt noch offenbar das Ziel des Kongresses erreicht wurde: Von den iberoromanischen Sprachen ist weder das Portugiesische noch das im Hinblick auf die noch sehr junge Geschichte seiner Norm höchst interessante Mirandésische – außer am Rande in anderen Beiträgen – berücksichtigt worden, noch sind das Okzitanische, Sardische, Rumänische oder die dem Rumänischen nahe stehenden ostromanischen Sprachen oder die rätoromanischen Varietäten vertreten. Die Präsenz des – in katalanischer Sprache abgedruckten – Textes zum Baskischen rechtfertigt wohl kaum eine baskische Fassung des Titels (*Hirkuntza gizarte-arauaren eratzeta latindar europar*), die neben der katalanischen, spanischen, französischen, galicischen und italienischen Version auf Seite 3 des Bands aufgelistet ist und eigentlich schließen lässt, der Band müsse auch baskischsprachige Beiträge enthalten. Angesichts der Tatsache, dass der Band außer jeweils einem Beitrag zum Französischen und Italienischen zehn Beiträge zu in Spanien gesprochenen Sprachen umfasst, wäre ein dies auch deutliche machender Titel angebracht gewesen. Der streckenweise sehr lesenswerte Band wäre mit einem weniger aufgeblähten Titel, der das Katalanische in den Mittelpunkt gestellt hätte, sicherlich besser weggekommen. Der großspurige Titelschwindel spricht – wie auch die schlampige Bearbeitung und fehlende Vereinheitlichung der Texte – nicht für die Herausgeber.

- Carsten Sinner, Universität Leipzig, Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, <sinner@uni-leipzig.de>.